

81)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Maschuffen.

Keiner sprach. Man stand bestürzt und sah einander an. Nur Bamfo machte sich nützlich, nahm sein Kopftuch ab und fing an, die Scherben aufzulesen, eine Tätigkeit, mit welcher er von Carmelas Salons her nicht unbekannt war. Aber als er der Gräfin zu nahe kam, erhielt er einen Tritt, von einem Fluch begleitet.

„Steh auf und schere Dich fort, Du Schwein!“

„Ich danke der Gräfin für ihr gutes Herz,“ sagte er mit seiner drolligen Dickschäuflichkeit und verschwand.

„Sie sehen wohl jetzt ein, Gräfin, daß wir Frieden schließen müssen?“ fragte Ficarotta.

„Wir? Wir? Von wem spricht der Landstreicher?“

„Ha-ha!“ lachte er höhnisch.

„Von mir und dem Baron!“ sagte der Graf bestimmt.

Kaum hörte die Gräfin ihres Mannes Stimme, als sie sich wie eine Wahnsinnige geberdete. Sie sprang mit einem langen Kreischen auf.

„Willst Du auch eine Meinung haben, Du rändiger Hund, Du stinkender Spund einer Latrinentonnel!“

„Lacht uns gehen!“ sagte der Graf ruhig und mit Würde. Alle folgten ihm.

Nur Silvia blieb bei der Gräfin, die weiter rastete.

Sie ließ alle Kerzen in der Wohnung anzünden und ging durch alle Gemächer stundenlang auf und ab, ohne sich zu setzen, ohne Müdigkeit zu fühlen.

Es war weit über Mitternacht, als es vorsichtig an die hinterste Gängtüre, die auf Piazzetta ging, hämmerte.

Silvia erwachte aus ihrem Halbschlummer und ging hinaus, um zu öffnen. Die Gräfin stand, ängstlich lauschend, bis sie die Stimme des Präfecten erkannte.

Der Präfect um diese Nachtstunde! Was konnte geschehen sein?

Der magere ernste Mann mit dem grauen Schnurrbart und den durchdringenden Augen sah nachdenklicher aus als gewöhnlich.

„Sie haben zu hohes Spiel gespielt, Gräfin!“

„Gibt es noch mehr als die beiden Morde?“

„Ist nicht das schon zuviel?“ sagte er ausweichend. „Wir müssen ein Ende davon haben. Sonst steht die ganze Provinz in Flammen, ehe wir uns versehen.“

„Ja, ja, ja, wir müssen ihnen Respekt einflößen. Dies muß geschehen!“

„Deswegen kam ich eben. Dies soll nicht gerächt werden!“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ich will Ihnen sagen, daß, wenn irgend einem aus dem Hause des Marchese oder Belladonnas ein Leid geschieht, ich meinen Abschied nehme. Dann mögen Sie sehen, wie Sie sich behelfen!“

„Ach so! Sie glauben wohl, ich lebe von Ihren Gnaden, Herr Präfect! Sie vergessen, daß die Regierung mich braucht.“

„Und Baron Belladonna auch! Und Sie vergessen, daß sich schon eine neue Cosca bildet, die stärker werden kann, als die Ihrige.“

„Sal Bruno! Dieser Tropf!“

„Sie haben nicht im Sinn, sich zu beugen?“

„Ich habe im Sinn, mich zu rächen!“

„So muß ich Ihnen noch mitteilen, daß Ihre Minen heute Nacht unter Wasser gesetzt werden und die Arbeiter nicht eher erscheinen, bis ein Vergleich zwischen Ihnen und dem Baron zustande gekommen ist. Ferner reiche ich noch diese Nacht telegraphisch mein Entlassungsgeßuch ein.“

Sie erbleichte, sprach aber noch annahmend wie zuvor.

„Tun Sie, was Sie wollen! Das kümmert mich nicht!“

„Dann gute Nacht, Gräfin! Möge diese Sache und Calogeros Prozeß Ihnen nicht zu viele Ueberraschungen bereiten!“

Darauf ging er.

Sie stand bei der Türe und lauschte seinen Tritten, die sich die Treppe hinab entfernten. Als er bei der Gängtüre stand, sagte sie jedoch einen raschen Entschluß und eilte ihm nach.

„Sie müssen auf Ihrem Posten bleiben, Präfect! Hören Sie! Ich weiche Ihnen noch diesmal!“ Er wollte zurückkommen.

„Nein, nein, nicht heute abend! Gehen Sie nur! Wir sprechen uns morgen!“

Sie eilte hinaus auf den Balkon, von wo aus sie einen Augenblick später den Präfecten die Steintreppe von der Piazzetta herabkommen und rasch den Corso hinab seinem Hause zugehen sah.

Die ganze Nacht ging sie ruhelos durch die Zimmer wie ein Automat, nervös ihren rechten Arm reibend. Ab und zu nahm sie einen Brief aus der Brust hervor — einen Brief von Ettore — blieb stehen und durchlief ihn. Bald schluchte, bald weinte sie. Dazwischen wiederholte sie wie etwas, das sie festhalten wollte, die Worte: Und ich räche mich dennoch!

Die Kerzen brannten eine nach der anderen herab. Bald begannen die Holzschuhe der Bauern über den stillen Corso zu klappern, während verwunderte Blicke auf die offene Altantüre des Grafen und den erleuchteten Salon fielen.

Auf dem Sofa lag Silvia und schlief fest.

Erst als der Morgen durch die grünen Latten der Fensterläden blickte, nahm die Gräfin eine große Dosis Sulfonal, ging zu Bett und fand endlich Ruhe in einem schweren Schlaf.

Acht volle Tage lief Ficarotta durch alle herrschaftlichen Türen der Stadt aus und ein. Er klopfte auf die Schulkern, er dämpfte Wogen und Brandungen, er hielt Proben ab und vor allem sprach er früh und spät von seinem Konzerte. Er war bei „Gellias“, wenn die Stammgäste speisten, bei Romeres, wenn sie Kaffee tranken. Er füllte die ganze Stadt mit seinem schrecklichen Namen, der mehr Reklame machte als alles andere.

Als das Konzert endlich stattfand — es war sehr vornehm auf vier Uhr nachmittags angesetzt — war der mächtige Dycumsaal, die ehemalige Klosterbibliothek, bis zum letzten Plätzchen gefüllt. Es gab keine Familie, die sich nicht mindestens für das Spiel eines der zahlreichen Mitwirkenden interessierte. Alles verlief, wie es sollte: verschwenderischer Beifall, glänzende Toiletten — bedeutende Einnahmen.

Des Abends schlenderte Lo Forte einsam den Corso auf und ab, die einzige Straße der Stadt, wo man verkehren konnte, weshalb Belcaro ihn auch il corso forzoso oder den Zwangskurs getauft hatte.

Er ging einher und dachte an Flucht. Für Ettore konnte er nichts tun: der einzige Grund, warum er geblieben, nachdem er die Verhältnisse durchschaut hatte. In den Minen lag alle Arbeit brach, und es war keine Hoffnung, die Arbeiter zu einer Wiederaufnahme zu bewegen, ehe nicht der unterirdische Krieg durch einen Vergleich zwischen den Parteien eingestellt worden. Und während all dieses Mühsangs wuchsen seine Gefühle für Vidua zu einer Leidenschaft, ja zu einem Leiden an, für das er keinen Ausweg sah als die Flucht.

Sie hatte Dikt gespielt, alle raffiniertesten Schwierigkeiten mit der Gewandtheit eines vollreifen Künstlers überwunden. Aber er hatte sie nur angesehen, ohne sich um die Musik zu kümmern.

Er selbst hatte einige uralte Stücke von jenem dünnen Spinettklang gespielt, bei dem jeder Ton dazugehört, ganz unentbehrlich ist, seiner eigenen Tonstimmung begegnet und die Sinne aufreizt oder besänftigt.

Er hatte diese kleinen Stücke ihretwegen gewählt. Er wollte die Gelegenheit benutzen, ihr etwas von sich selbst zu sagen, in der intimen Sprache dieser Töne zu ihr zu sprechen. Er hatte für sie gespielt.

Er hatte sie gezwungen zu lauschen. Er wußte, sie würde später zu ihm hinkommen, und sie kam.

„Ich habe ja nicht Ihre Hand,“ sagte er.

„Sie haben Seele — das wußte ich nicht.“

„Ich würde meine Seele für Ihre Hand geben.“

Sie faßte den Doppelsinn auf, und ihre Miene wurde vornehm und fremd.

Es war hoffnungslos. Es war hoffnungslos, selbst wenn

er ihr nicht gleichgiltig gewesen wäre. Sie mußten ja flüchten — und wohin?

Er war eifersüchtig auf Belladonna.

Mindestens einmal des Tages kam eine Nachricht, die wie ein nichtswürdiges Gift auf ihn wirkte. Er wußte, daß Lidda ihren Ritter des Vormittags besucht hatte. Schon vor einigen Tagen hatte sie ihren Flügel in das Gartenzimmer tragen lassen, damit Belladonna sie von seinem Krankenlager aus spielen hören konnte.

Er mußte fort. Er mußte fort auch Biondas wegen. Sie verzehrte sich, und er mußte zu jeder Stunde des Tages sein Gewissen aufs neue überzeugen, daß nicht der Mitgift wegen seine Sehnsucht von ihr abgelassen hatte.

Er vermutete auch, daß Lidda um seine frühere Annäherung an Bionda wisse und seine Sinnesänderung streng verurteile.

Er wurde von Ficarotta gestört, der ihn einholte und sogleich ein Gespräch über Lidda begann. Er war, wie schon in den vorhergehenden Tagen, weiskühnend in seiner Begeisterung. Und der Marschese sei ein Mann von Gold. Er habe übrigens versprochen, den heutigen Abend dort — im Schöße der Familie — zu verbringen.

Der Ingenieur biß sich auf die Lippen, stellte sich aber sehr gleichgiltig. Da kam der Musiker mit seinem eigentlichen Anliegen hervor: er erlaube sich, Lo Forte um seine Begleitung bei einem Sonntags in Porto Empedocle stattfindenden Konzerte zu bitten.

Lo Forte fragte ihn des näheren aus, um Zeit für die Antwort zu gewinnen.

Ja, alle Plätze im Theater seien ausverkauft. Aber sein musikalischer Begleiter aus Palermo — ein berühmter Professor — sei plötzlich erkrankt und habe ihn hierdurch in die peinlichste Verlegenheit gebracht. Ein Freund von ihm, ein angesehener Signore unten in Porto — ein großer Musikliebhaber — habe geäußert, es sei sicherlich der Wunsch der ganzen Bevölkerung, gerade Lo Forte zu hören und diesen bitten zu lassen, zusammen mit Ficarotta des Abends sein Gast zu sein.

Lo Forte hatte allmählich erkannt, daß Ficarotta ihn für einen jener gutmütigen Guttaperchamenschen hielt, die man zu allem haben kann. Es paßte ihm auch, in dieser Rolle zu bleiben: als kürzester Weg für einen klugen Mann, allerlei Rundschaft zu erlangen. Der Musiker konnte ihm nützlich sein, wenn er ihn auf neutralem Boden zum Reden brachte.

Ehe sie schieden, gab er das bestimmte Versprechen, bei dem Konzerte mitzuwirken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

10] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Krüger.

„Wie not tut uns ein allgemeines deutsches Gesetzbuch!“ klagte der Rat. „Freilich, die Gorgonenköpfe der Streitfragen werden auch in diesem Zukunftswerke nicht fehlen.“ —

„Auf unsere Frage zurückzukommen. Da müssen Sie eine kleine Auseinandersetzung entschuldigen. Aber es hilft nicht, ich muß es sagen. Denn unsere Professoren liegen sich darüber in den Haaren, ob die Todeserklärung eine rechtsbegründende Wirkung habe oder nur eine Vermutung schaffe. Hat die Schule, die letzteres behauptet, recht, und ist auch nicht, wie einige ihrer Anhänger behaupten, für die Frage der Ehe eine Ausnahme gegeben, dann besteht nach wie vor die erste Ehe, und die zweite ist nichtig, ist niemals gültig gewesen. Die Gutgläubigkeit hat nur mildernde Wirkungen hinsichtlich der Ehegüter und der Kinder.“

„Glücklicherweise, lieber Freund, ist es für die Welt nichts als ein Schulstreit. In Wirklichkeit sind die für tot Erklärten immer so gehorsam, das Wiederkommen zu vergessen. Enoch Arden-Romane haben wir hier zu Lande noch nicht gehabt. Meines Wissens hat noch niemand ein Leben fortgesetzt, das wir ihm abgesprochen hatten.“

„Ja . . . aber . . . der Zeuge, der ihn in London . . . gesehen haben will . . .“

„Ja . . . mit diesem Beweismittel ist es schwach bestellt. Einmal . . . na . . . es ist Ihr verflorenener Amtsbruder, der sogenannte Schweinepriester . . . Gegen seine Glaubwürdigkeit will ich nichts sagen, aber im Grunde weiß auch er nichts. Er hat ein Gesicht gesehen, ganz flüchtig, im Londoner Nebel, bei trüber Gasbeleuchtung. Es ist ihm bekannt vorgekommen, nachher ist ihm eingefallen: das war er, das war Georg. Die Sache ist die: Fräuh dampft mit einer Ladung Schweine (Schweinehandel ist jetzt ja seine Spezialität) nach Englands Hauptstadt, vergnügt sich dort, auch noch an dem Abend, wo sein Schiff um Mitternacht die Anker löst. Er läuft eifertig am Kai längs, denn es wird Zeit, der Dampfer fängt schon an zu rumoren und Abfahrtsignale zu geben.“

Aus einer Kellervirtschaft steigt ein langer, schwarzer, härtiger Mensch herauf und ruft ihm zu . . . plattdeutsch ruft er ihm zu: „Wo is dat Für?“ und verschwindet darauf in einer Seitengasse. Der Mensch kommt unserem Zeugen bekannt vor, er steht still, er denkt: Wer war das? Er ruft „Hör mal, wat höst Du vörn Jung?“ — Keine Antwort . . . der Lange ist nicht mehr sichtbar. Später hat er sich auf das Gesicht besonnen. „Es muß Georg Engelbrecht gewesen sein.“ Damals hat er aber gleich an Bord müssen und ist abgedampft.

„Was sagt das? Im Halbdunkel spielen Lichter und Schatten. Plattdeutsch — ja, wie viele Plattdeutsche gibt es nicht an den Wasserfontänen der Erde und in London zumal!“

„Indessen, die Aussage mochte so wenig beweisen, wie sie wollte, es war daraus ein Bedenken erwachsen, das zu beseitigen war. Durch das deutsche Generalkonsulat und durch die Londoner Polizei sind die eingehendsten Nachforschungen angestellt worden. Das Ergebnis ist — null. Es konnte nicht anders sein; denn Georg hat ganz sicher in der wilden Nordsee sein Grab gefunden.“

Seinem Amtsbruder, dem Propsten, schüttete der junge Pastor Bruhn noch an demselben Tag sein Herz aus.

Der Alte lächelte, er konnte es so väterlich milde, so beruhigend.

„Ich kenne einen jungen Menschen,“ fing er an, „der aus Ihrem Dorf stammt, mit Ihnen zusammen die Schule besucht hat, nenne aber seinen Namen nicht. Er erzählte gern aus seiner Jugend. Den Nachbarn stiegen wir rechts und links in die Äpfel, sagte er, Mundraub im Obßbaum galt nicht als Sünde, kaum für rechtlich unerlaubt. Nur einer tat das nicht mit, und der hieß — Heinrich Bruhn. — Und da hat er recht gehandelt, war meine Erwiderung. Vor Heinrich Bruhn kann ich es mir übrigens gut denken, ich kenne ihr noch so, ehrlich und rechtlich vom Scheitel bis zur Sohle. — Ja, antwortete darauf der Mann, der mir das mitteilte. Das ist wohl wahr, aber, wie er das machte, das ging doch zu weit. Unser nächster Schulweg, um die Hälfte kürzer als auf der Landstraße, ging über Peter Sinnerks Hofplatz. Es stand dort freilich ein Pfahl mit der übrigens nicht einmal richtig deutsch geschriebener Aufschrift ‚Verbotener Weg‘, aber der war nur für Gefindel hingeseht. Daß wir hinübergingen, dagegen hatte Peter Sinnerk nichts. Er sagte es zwar nicht ausdrücklich, sah uns aber jeden Tag, sprach auch wohl ein Wort mit uns. Einer aber ging immer den langen Weg. Er wollte nicht eher mitkommen, als bis Peter Sinnerk den Pfahl wegnehme. — Das geht zu weit, warf ich ein, das ist Pedanterie. Wie heißt der Junge? — Heinrich Bruhn, sagte mein Gewährsmann. — Das glaub ich wohl, war meine Antwort. So ist er noch jetzt — Bureaukrat der Moral.“

Der alte Herr machte eine Pause, ging ein paar Schritte im Zimmer auf und ab und lächelte seinen jungen Amtsbruder an. — Heinrich Bruhn sah in tiefer Erregung zu ihm auf. Er fühlte, daß hier Riesenarme am Werke seien, die Klammern zu lockern, die eisern einschürten. Vielleicht hatte er sich nur mit Gespenstern gequält. Und er fing an, sich seiner Scheu vor Peter Sinnerks Pfahl zu schämen.

„Ich will Ihnen,“ fing sein alter Freund wieder an, „ein Märchen erzählen, kein neues, eine ganz alte, auch Ihnen bekannte Geschichte, will Ihnen also nur wieder erzählen, was Sie schon längst wissen. Hören Sie zu!“

„Es war mal eine Braut, die ging vom Hochzeitstisch weg, Bier zu holen. Und kam nicht wieder zurück. Und als der Bräutigam nachging, fand er sie im Keller — bitterlich weinend. ‚Was sitzest Du hier und weinst?‘ fragte er. ‚Komm zu Tisch, die Gäste warten.‘ — ‚Ach Heinrich‘ (ja, der Unglückliche hieß auch Heinrich, es gibt so viele Glückliche dieses Namens, lächelte der Erzähler), ‚ach Heinrich‘, antwortet sie, ich kann nicht, ich muß weinen. ‚Gud mal!‘ So sprechend zeigte sie an die Bodenbede. ‚Sieh, lieber Heinrich, da ist ein Stück Eisen eingemauert. Es sieht so aus, als ob es gar nicht herunterfallen könnte, aber wer weiß, das ist vielleicht nur Schein. Es könnte doch mal fallen. Und nun denk mal, Heinrich, wenn wir ein Kind belämen (es ist ein kleines Mädchen), und wir schickten es nach dem Keller, Bier zu holen. Und wenn dann das Eisen herunterfiel und erschläge unser Kind. Daran muß ich denken und muß weinen.“

Der Alte packte den jungen Amtsbruder an die Weste.

„Sie sind die Braut! Sie sitzen im Keller und weinen. Aber ich sage: Heraus aus dem Keller! Warten Sie ab, ob Sie ein Kind bekommen, ob es ein Mädchen wird, ob es in den Keller geht, Bier zu holen, ob dann das Eisen herunterfällt; und, wenn es fällt, ob es Ihr Töchterchen erschlägt oder daneben fällt. Ja, junger Freund, treten Sie Ihre Bedenken mit Füßen, die taugen nichts, die sind nichts Besseres wert als getreten zu werden. — Tun Sie es, Sie werden sonst noch ein Opfer Ihrer Tugenden.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Eindrücke.

Von den Volkshochschulen.

In einem Wirtshaus hat vor vierzig Jahren die erste schwedische Volkshochschule begonnen. Der Dozent der Geologie an der Universität zu U. und Dr. L. Holmström sah im Jahre 1868 mit etlichen mehr oder minder angejähren Schülern im Extrastübchen eines Wirtshaus-

Hause an der Landstraße. Dann und wann ward die Tür aufgerissen und mitten in die Physik- oder Geschichtsstunde plagte ein Kutscher hinein, der schnell einen heißen Tee oder einen kräftigen Grog beehrte. Der Störer mußte erst belehrt werden, daß hier im Extrazübchen Bauern und Bauernsöhne beisammen saßen, um was zu lernen. Heute hat Schweden nicht weniger als 35 Volkshochschulen und sie haben ganz andere Heime als eine armselige Wirtshausstube. In jeder schwedischen Provinz ist mindestens eine Volkshochschule (in den meisten sind es mehrere) und die nördlichste liegt acht Meilen nördlich von der nördlichsten Stadt Schwedens, hochoben hinter Sparranda, am Polarkreis! . . .

Der Dozent Holmström war ein armer Mann. Vom Staat, der ja immer nur ganz langsam der Entwicklung nachhumpelt, war damals nicht eine Dene zu kriegen. Bauern taten sich zusammen, nahmen Geld aus dembeutel und gründeten sich ganz selbständig ihre Schule. Im Jahre 1865 war die alte schwedische Ständekammer gefallen, an ihre Stelle trat der Reichstag, wo der Bauernschaft die meiste politische Macht zufiel. In den Tagen dieser politischen Umwälzung beschloßen die intelligentesten Bauern die Errichtung von Volkshochschulen, mitten im Lande, für die Söhne der Bauern und für diese selbst. Die Bauern sollten nicht nur die Mächtigen, sie sollten auch die Respektiertesten im Reichstag sein. Ich kann nicht entscheiden, ob die Volkshochschulen die Intelligenz der schwedischen Bauernschaft wirklich so hoch gehoben hat, wie es 1865 die ersten Gründer ersehnten. Das weiß ich: Deutsche Bauern haben ähnliche Versuche, so systematisch, übers ganze Reich, nie unternommen, und nun, nachdem ich die älteste und zugleich größte Volkshochschule, die Follshögskola in Svilen gesehen, kann ich sagen, daß auch der Geist dieser Schulen in einem deutschen Agrarmilieu rasch konfisziert würde. Und doch sind gerade diese Volkshochschulen die besten Stärkungsmittel des schwedischen Bauerntums.

Das wichtigste: die schwedische Volkshochschule ist nicht aus der landwirtschaftlichen Fachschule hervorgegangen, sondern aus einem allgemeinen Bildungsbedürfnis. Medborgerbildung, Wirtbürgerbildung, das ist das wichtigste Schlagwort der Volkshochschulgründer und -lehrer gewesen. Der Schüler, der schon erwachsen sein soll — ungern werden Hörer unter 20 Jahren, niemals unter 18 Jahren angenommen — soll in der Volkshochschule lernen, was sein Recht, was seine Pflicht als Staatsbürger ist, und er soll sich das Wissen aneignen, das zur richtigen Ausfüllung aller staatsbürgerlichen Pflichten nötig ist. Die Volkshochschule setzt also eine ordentliche Volksschulbildung voraus. Daß die schwedische Volkshochschule, im Verfassungskampf der Bauernschaft geboren, den Geist seiner Schöpfer und ihrer Klasse in allen Poren hat, ist selbstverständlich. Aber wie viel freier, unbeschränkter, wie viel besser verknüpft mit dem Geistesleben der Nation ist — ich sehe von einigen reaktionären Mißbräuchen des Institutes der Volkshochschule ab — diese Bauernschaft im Vergleiche mit den Deutschen. Wer sich unter der skandinavischen Volkshochschule ähnliches vorstellt wie die in manchen Großstädten veranstalteten Volkshochschulkurse, der irrt gründlich. Die städtischen Volkshochschulkurse, Abendkurse für Menschen, die schon ihren Arbeitstag hinter sich haben, sind ein armseliges Surrogat.

Die skandinavische Volkshochschule verlangt vor allem den ganzen Tag des Schülers! Der Schüler lernt nicht nur in der Anstalt, er ist und trinkt und tanzt und unterhält sich in ihr, er wohnt in ihr oder wenigstens dicht bei ihr. So ein 20jähriger Bauernsohn, der von Anfang November bis Ende April, vom Hause fort, in einer Volkshochschule gelebt, gedacht, gelacht hat, kommt wirklich als ein Anderer, Klügerer, Feinerer und Froherer zurück. Der junge Mann sitzt nicht wie ein verängstigter Gymnasiast in seiner Schulbank, von der Angst des Aufgerufenwerdens mehr als von irgend einem „Gegenstand“ gepackt, sondern ganz sorglos, weil ohne Prüfungen und ohne Zeugnisse, tritt er an jedem Morgen in das lichte Zimmer, wo er den Lehrern mit unbelastetem Gemüt zuhören darf. Der Lehrer wieder hat gar keine Disziplinargewalt über die „Bauernklacheln“, wie wir in Oesterreich sagen, er hat nur ein Mittel, wodurch er sich Stille und Aufmerksamkeit und Andacht erzwingen kann — seinen Vortrag. Es wird gelehrt: Geschichte, Verfassungskunde, Gemeindefunde, Rationalökonomie, schwedische Sprache, Physik, Chemie, Gesundheitspflege. Und wie wird das Vorgetragene verdaut? Durch Diskussionen. Der Unterricht knüpft womöglich an die Formen der Wirklichkeit an. Nehmen wir den Gegenstand: Gemeindefunde. Da werden in der Schule fingierte Gemeindeforschreibungen abgehalten, die Schüler wählen einen Gemeindevorstand, etliche Gemeindeväter. Der Lehrer stellt die ihm wichtig scheinenden Gegenstände auf die Tagesordnung und nun wird das Thema in dieser fingierten Ausschreibung entsprechend allen Bestimmungen der Verwaltungsgefesse und Verordnungen behandelt. So erzieht sich ein Volk zur Geselligkeit! Wenn man aus dem Süden kommt (und was alles ist in diesem Betracht Süden!), so wundert man sich über den allgemeinen Respekt, den hier die Gefesse bei jedem einzelnen genießen. Der Nordländer denkt, wenn er von einem neuen Gefesse hört, nicht nach, wie man es lustig umgehen, sondern vielmehr, wie man es rechtschaffen befolgen kann. Und auch die Behörden sind keine heimlichen Ironiker! . . . In den Diskussionen lernen die Bauern ordentlich und möglichst rein reden. Der Unterricht ist so aufgeteilt, daß am Vormittag die schwereren Gegenstände gelehrt werden, am Nachmittag die leichteren. In der Frühe wird übrigens auch eine

Stunde schwedische Gymnastik betrieben. Ich habe mir das schwedische Turnen gut angesehen und glaube genau überlegt zu haben, warum ich ihm vor dem deutschen den Vorzug gebe. Nicht allein aus dem praktischen Grunde, weil das schwedische Turnen so gut wie keine Turnapparate erfordert, was natürlich gerade beim Unterricht der Bauern von Belang ist. Vor allem aber bin ich unbedingt fürs schwedische Turnen, weil es eine allseitigere Muskelbetätigung bietet als das deutsche. Das alte Lingsgöke System, durch tausende Erfahrungen von Jahr zu Jahr verbessert und ergänzt, hat für jeden Muskel bestimmte Übungen. Es hat Übungen, die die Schäden der Schulbank paralytischen wollen, es hat Übungen für den Schmerzbau, dessen Muskeln träge werden, es hat Übungen für den gebeugten Schreibschmenschen. Im schwedischen Turnsystem sind die ungezählten Erfahrungen vieler Generationen festgelegt, die ganze Nation hat an ihm gearbeitet. Nebenbei erwähne ich, daß die Ausbildung der schwedischen Gymnastikdirektoren, namentlich in ihrer Stockholmer Hochschule, dem Zentralinstitut für Gymnastik, der deutschen Turnlehrerbildung weitaus überlegen ist. Vor allem aber halten die Schweden daran fest, daß ein nützlicher Turnunterricht nicht etwa zweimal in der Woche, sondern täglich geschehen muß. Wenn die schwedische Volkshochschule nichts leistete außer dieser Propaganda fürs Turnen, mitten in die Bauernschaft gepflanzt, so wäre ihre Bedeutung für die skandinavische Klasse nicht zu unterschätzen. Wer turnt denn bei uns außerhalb des Turnvereins? Freilich, wir haben „Ringe“ und „Trapeze“ und „Hanteln“ nötig. In deutschem Turnen muß erst das „Gerät“ da sein, dann erst der Turner. Im Schwedischen ist doch der Turner wichtiger.

Der Abend des Volkshochschülers gehört ihm oder auch dem „Klub“, der in jeder Volkshochschule besteht. Zuweilen wird Musik getrieben oder es wird getanzt. Oder man sitzt oben im Lesezimmer, in Zeitungen vertieft oder man hat aus der Bibliothek geholt, was man wollte. Bauern und Bauernsöhne! Die Lust am Lesen bleibt den Volkshochschülern oft erhalten. So kommt's, daß man hier Bauern findet, die alle schönen Romane von Björnson kennen, die in den großen historischen Dramen Strindbergs Weisheit wissen. Da gibt es Bauern, die alle Romane von Walter Scott kennen, und andere, die sich in jedem Winter durch die Welt von Charles Dickens durchlesen. Die Volkshochschulen sind gleichzeitig die Zentren der Volksbibliotheken, die auch übers Land — in großen Kisten — von Dorf zu Dorf wandern. Jeder solche Kasten enthält 60 Bücher, zwei Drittel belletristisch, ein Drittel populär-wissenschaftlich. „Wertwürdig“, sagte mir Dr. Jagers, der Leiter der größten, der Hoilaner Volkshochschule, „ist das Interesse der Bauern für religionswissenschaftliche Werke“. Ich glaube nicht ganz richtig gehört zu haben: „Sie meinen wohl für Werke religiöser Tendenz?“ — „Rein“, erwiderte Dr. Jagers mit einem kleinen Lächeln, „Erbaunungsschriften nehmen wir in diese Wanderammlungen nicht auf! Wie schnell würde ein preussischer oder ein österreichischer Kultusminister so „zerlegende“ Bestrebungen unterlagen! Und doch ist der Geist dieser Volkshochschulen im allgemeinen durchaus nicht revolutionär, ja es gibt ausnahmsweise sogar ein oder das andere entartete Institut, das in recht illiberalen Sinn geleitet wird. Dagegen gibt es auch eine als sozialistisch beschriebene Volkshochschule in Dalekarlien. Sie wird von unserem Parteigenossen, dem Dichter K. E. Forslund geleitet, die Regierung hat ihr die beträchtliche staatliche Subvention verweigert, die sonst jede Volkshochschule genießt. Als mir der schon erwähnte Leiter der Hoilaner Volkshochschule das erzählte, sagte ich nur: Natürlich! . . . — „Wie?“, erwiderte er, „wir finden das gar nicht natürlich!“ Die Schule von Forslund ist gut, sie ist durchaus keine Sloje Agitationschule, der Minister hatte unrecht, die Unterstützung zu verweigern.“ Für den Geist der Lehrerschaft an den schwedischen Volkshochschulen scheint mir der Satz in jeder Hinsicht charakteristisch. Dabei ist's höchst wahrscheinlich, daß nicht nur der Unterricht in Rationalökonomie in Forslunds „sozialistischer“ Volkshochschule anders aussieht als in den anderen. . .

Wie groß auch das bewußt, oder mehr noch, das unbewußt beigefügte Quantum Klassenweisheit in diesen Volkshochschulen sein mag, daß sie die allgemeine Bildung und, was noch wichtiger, das allgemeine Bildungsbedürfnis der schwedischen Bauern außerordentlich steigern, das ist gewiß. Ein Buchhändler hat mir hier erzählt, wie lustig es in den schwedischen Dörfern im Winter zugeht, wenn dort Bücheraktionen abgehalten werden: „Das ist dann ein Tag des Volksfestes im Dorf!“ Bücheraktionen — bei Bauern? Der Deutsche schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, was wollen Sie“, antwortet der Buchhändler, das Kopfschütteln mißverstehend: „Die Bauern haben nicht Zeit und nicht Lust, in die Stadt zu fahren und sich dort die Bücher anzusehen. So machen wir es ihnen bequemer und senden sie ihnen ins Dorf, zu: Auktion, gewöhnlich an den Lehrer“. Schmunzelnd setzt er hinzu: „Gelegentlich wird da, in der Hitze des Gefechts, mehr gezahlt, als der Ladenpreis beträgt.“ Ich will diese Bücheraktionen für die Bauern nicht überschätzen, obgleich sie regelmäßig stattfinden, obgleich ich selbst bei sibirischen Bauern manch gut gefülltes Bücherbrett gesehen habe, der literaturkundige Bauer wird wohl auch in Schweden eine Ausnahme sein. Aber wo begegnet uns in Deutschland auch nur eine solche Ausnahme? Derlei Reultate sind sicherlich nicht allein dem Wohlstand und dem gottlos heiteren „Bauernaristokratentum“ der Südschweden zuzuschreiben, sondern wohl auch der Institution der bäuerlichen Volkshochschule.

Die besten Hörer der Volkshochschule begnügen sich nicht mit dem einen Winter. Sie kommen im nächsten Jahr wieder und steigen dann in die Oberabteilung auf. Dort wird vorgetragen: Kulturgeschichte, allgemeine Geschichte, Physik, Deutsch oder Englisch, Verfassungsgeschichte, Schwedische Sprache, Staatskunde. Die Diskussionen werden hier freier, unbeaufsichtigter. Versteht sich, daß der Bauerhof, der zwei Semester an der Volkshochschule studiert hat, stolz darauf ist und sich, höchst selbstbewußt, zum Geistesadel der Nation zählt. Erst an die Volkshochschule gliedert sich die landwirtschaftliche Fachschule, die spezielle nach der allgemeinen!

Der wichtigste Einwand: Es haben wohl nur die reichen Bauern Geld genug, ihre Söhne hier studieren zu lassen? Ganz unbedingt kann man auch diesen Einwand nicht gelten lassen. Erstens gibt jetzt der Staat und die Provinz den 85 Volkshochschulen so ausgiebige Subventionen, daß sie ihre Schulpreise sehr niedrig einsetzen können (allein die Schule zu Høllan bekommt jährlich 12 300 Kronen vom Staat und 4650 Kronen vom Landsting). Zweitens erleichtern Schulgeldbefreiungen und Stipendien manchem Armeren das Studium. Ein Volkshochschüler in Høllan bezahlt für das ganze Semester (von November bis Mai) für das Zimmer 25-30 Kronen, für das Essen (Frühstück, Mittagessen, Zause, Nacht-mahl) 140 Kronen, Schulgeld 80 Kronen. So ein Winter kostet also den Volkshochschüler etwa 250-260 Kronen. Unbemittelten (nicht nur Armen) wird das Schulgeld ganz oder zur Hälfte nachgelassen und solche Schüler können staatliche Stipendien von 50-80 Kronen erhalten. In Südschweden, dem reichsten Teil des Landes, sind freilich nur etwa 10 Proz. der Volkshochschüler Stipendiaten, aber im mittleren und besonders nördlichen Schweden müssen 50-70 Proz. der Schüler vom Schulgeld befreit und womöglich unterstützt werden. Und gerade dort drohen, im einsamen Norden, haben die Volkshochschulen ihre heiligste Mission. Dort, wo jedes gelehrte Wort tief hinunter sinkt in die Seele des nachdenklichen Hörers. . . .

Stefan Großmann.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Volksschulbildung in Rußland. Zur Frage der Volksschulreform bringt das Oktoberheft „Golos Moskwoj“ eine Anzahl nach offiziellem Material zusammengestellter instruktiver statistischer Daten für das Jahr 1903. Unter der damals 144 184 000 Köpfe starken Bevölkerung Rußlands befanden sich 26 558 000 Personen, die lesen und schreiben konnten, und zwar verteilten sie sich nach den einzelnen Rayons folgendermaßen: Europäisches Rußland 21 428 000, Weichselgebiet 1 858 000, Kaukasus 1 156 000, Sibirien 700 000, Zentralasien 407 000. Auf 1000 Personen entfielen durchschnittlich Personen, die schreiben konnten:

In den Distrikten	Männer	Frauen
Finnland	775	779
Finland	700	650
Weichselgebiet	342	288
Europäisches Rußland	300	130
Sibirien	192	51
Kaukasus	182	60
Zentralasien	79	22

Die jährlichen Ausgaben des Staates für Volksschulbildung betragen pro Kopf der Bevölkerung 11 Kopelen (22 Pf.). Mit Hinzurechnung der von den Städten, Landgemeinden und Gemeinden für Unterrichtszwecke aufgebrachtten Summen wuchs dieser Betrag auf 41 Kopelen pro Kopf. Wie gering diese Zahlen sind, zeigt der Vergleich mit anderen Ländern. Es verbrauchten für Volksschulbildungszwecke pro Kopf: Japan 54 Kopelen, Schweden und Norwegen 1 Rubel 33 Kop., Frankreich 1 Rub. 68 Kop., England 2 Rub. 36 Kop., Schweiz 2 Rub. 43 Kop., Deutschland 2 Rub. 45 Kop., Vereinigte Staaten 4 Rub. 86 Kop., Neu-Seeland 5 Rub. 74 Kop. Rußland steht also hinter allen Kulturländern des Westens weit zurück. Auch in China steht die Volksschulbildung auf einer bedeutend höheren Stufe, da es dort fast keine Analphabeten gibt.

Die Zahl der russischen Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren wurde auf 13 250 000 veranschlagt. Es wären demnach, falls man auf eine Normalschule 50 Kinder rechnet, im ganzen 265 042 Volksschulen erforderlich. Bei einem Durchschnittsgehalt der Lehrer von 360 Rubel und 60 Rubel für den Religionsunterricht müßten allein an Lehrergehälter 103 368 000 Rubel aufgebracht werden. Das Ministerium hat jedoch für den Volksschulunterricht nicht mehr als 9 114 000 Rubel zur Verfügung. Nun kommen aber noch die übrigen Unterhaltskosten der Schulen hinzu. Nach dem Anschlag des Staatssekretärs erfordert der Unterhalt einer Stadtschule 1200 Rubel und einer Dorfschule 500 Rubel. Doch lehrt die Erfahrung der Landgemeinden und Stadtverwaltungen, daß diese Kosten sich bedeutend höher stellen. Selbst wenn man die bescheidenen Ziffern des Staatssekretärs gelten läßt und außerdem noch die Stadtschulen den Dorfschulen gleich rechnet, würden diese 265 042 Schulen für ihren Unterhalt 182 021 000 Rubel beanspruchen und unter Hinzurechnung der Lehrergehälter einen Gesamtaufwand von fast 300 Millionen verursachen. Nun soll nach dem Projekt des Ministeriums die Einführung der allgemeinen Schulbildung in der Weise erfolgen, daß die Staatskasse für den Unterhalt jeder Schule von 50 Kindern 390 Rubel beiträgt, während der Rest von den Landgemeinden, Städten und anderen Organisationen zu übernehmen

ist. Auf diese Weise würde der Staat bei einem Budget von mehr als 2 Milliarden nur 100 Millionen Rubel, d. h. etwa ein Drittel der jährlich für Schulzwecke nötigen Summe hergeben. Man sieht aus alledem, daß das Projekt betreffs der allgemeinen Volksschulbildung nur eine Phrase der russischen Regierung ist.

Sozialwissenschaft.

Der Einfluß der Industrie auf die Klasse. Dies ungewöhnlich interessante Thema hat George Stetson vor der Anthropologischen Gesellschaft in Washington auf Grund eines umfassenden Materials behandelt. Hauptsächlich berücksichtigt er die Geschichte der englischen Industrie. Es läßt sich aus der Geschichte nachweisen, daß sich in England die nachteiligen Wirkungen der Menschenüberfüllung, der schlechten Luft und des Mangels besonderer sanitärer Maßnahmen schon sehr früh zeigten und daß dementsprechend auch schon früh Versuche zur Hebung dieser Uebelstände gemacht wurden. Nach der Zählung im Jahre 1906 bestanden in England 109 068 Fabriken mit 4 1/2 Millionen Arbeitern, wovon nicht weniger den 71 Proz. Frauen und Kinder waren; in Schottland wurden 68 Proz. weibliche Arbeiter gezählt. Stetson verbreitete sich dann über die Gefährlichkeit der verschiedenen Fabrikbetriebe. Als den gefährlichsten bezeichnete er die Wäscherei. Sehr bedenklich sind auch die Zustände in Baumwollmühlen, nicht nur wegen der Feuchtigkeit der Luft, sondern auch wegen ihres hohen Gehalts an Kohlenäure, der zuweilen bis 50 auf 1000 Raumeile erreicht, während das Gesetz nur einen Kohlenäuregehalt von 9 auf 10 000 Raumeile Luft gestattet. In der Tat sollen nur wenige dieser Mühlen gesundheitslich einwandfreie Zustände bieten, so daß sich das Geschlecht der darin beschäftigten Arbeiter in ungünstiger Weise fortpflanzt, indem die Kinder in ihrem Gesundheitszustand nach ihrem Gewicht und Körperzuwachs zurückbleiben und vielfach an englischer Krankheit leiden. In England selbst ist jetzt so viel von der Entartung der Nation die Rede, daß die Folgerung des amerikanischen Forschers bezüglich der Gefahren für die Seereschiffe in England durch die Industrieentwicklung kaum auf lebhaften Widerspruch stoßen wird; hat sich doch in England sogar schon ein Nationalverband gegen den Fortschritt einer solchen Entartung gebildet. Als das gefährlichste aller Uebel, die von der Industrie herbeigeführt werden, und als die Hauptursache von Krankheiten wird nach wie vor das Zusammenbrängen der Menschen bezeichnet. Als ein Beispiel wird hervorgehoben, daß die Kindersterblichkeit in einem Industriort wie Sheffield die erschreckende Ziffer von 236 auf Tausend erreicht und durchaus nicht als einzig dastehend betrachtet werden kann. Nun sollte man aber meinen, daß durch die kräftigen und von gründlicher Wissenschaft getragenen Bestrebungen der modernen Hygiene diese Zustände im Laufe der jüngsten Jahrzehnte sich bereits gebessert haben müssen. Stetson aber bestreitet das nicht nur, sondern behauptet sogar eine entschiedene Verschlechterung im Vergleich zu den Verhältnissen, die vor einem Vierteljahrhundert herrschten. Darauf gründete sich seine energische Forderung, daß die industriellen Bevölkerungsklassen durch irgendwelche Mittel eine Art von Befreiung erfahren müßten, wenn nicht die Lebensfähigkeit der Klassen eine zunehmende Herabminderung erleiden sollte. Der Vortrag rief in der Gesellschaft eine lebhaft erörternde Debatte hervor, an der sich hervorragende Gelehrte beteiligten. Professor Holmes äußerte die Meinung, daß zwar zum Schutz des Arbeiters in kleinem Maßstabe schon viel geschehen, daß aber die Sicherung idealer Zustände äußerst schwierig sei und daß wahrscheinlich immer ein verschlechternder Einfluß der Industrie auf die Klasse in gewissem Grade bestehen bleiben werde. Dr. Grblida sieht die Hauptquelle der Gefahr in der Verwendung der Kinder, weil sie in den Fabriken die Krankheitskeime in einem Alter aufnehmen, in dem der Körper noch unentwickelt ist. Von anderer Seite wurde auch die Wichtigkeit der Einführung von Alterspensionen für Arbeiter hervorgehoben.

Hygienisches.

Sitze und Kindersterblichkeit. Die großen Sommerhohen ziehen die traurige Erscheinung nach sich, daß in der statistisch aufgestellten Kurve der Kindersterblichkeit ein Maximum zu verzeichnen ist. Wie „Nature“ mitteilt, hat der holländische Gelehrte Van Eberdingen in einer Sitzung der Amsterdamer Königl. Akademie diese Beziehungen näherer Betrachtung unterzogen. Die Arbeiten des statistischen Bureaus in Amsterdam haben ergeben, daß anscheinend kein Zusammenhang zwischen dem Temperaturmaximum verschiedener Orte und der Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre bestehe. Indes haben die eingehenden Arbeiten des genannten Gelehrten zu dem Ergebnis geführt, daß dies an der Mangelhaftigkeit der angewandten Methoden liege. Er hat die meteorologischen Daten für verschiedene Orte nach verschiedenen Verfahren aufgezeichnet, deren eines darin bestand, daß er die Tage mit einer mittleren Temperatur von 25 Grad Celsius besonders bezeichnete. In diesem Fall war die Übereinstimmung zwischen den Schwankungen in der Sterblichkeit und der Zahl der heißen Tage eine so genau, daß man zweifelsohne berechtigt ist, den eingangs erwähnten Zusammenhang anzunehmen. Dr. Eberdingen hofft, durch Wahl anderer Temperaturgrenzen und vielleicht auch anderer Methoden die Beobachtungen in einer Weise zusammenstellen zu können, daß die näheren Zusammenhänge in noch deutlicherer Weise hervortreten.